

21]

Flammen.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Wilhelm Segeler.

„Wie reizend die beiden tanzen!“ sagte Marie Luise. „Ach, bin ich froh, den Jungen wieder tanzen zu sehen. Das hätte ich nie geglaubt. Und so vergnügt! Er strahlt ja vor Glück.“

„Ich glaube, Sie tanzten auch gern, gnädige Frau.“

„Ja, mit Vergnügen,“ erwiderte sie und erhob sich schnell.

„Ach, und ich bin ein so miserabler Tänzer —“

„O, versuchen Sie's nur. Es geht gewiß. Nach diesem Walzer muß es gehen. Das ist mein Lieblingswalzer. Den kennen Sie doch?“

„Ich muß zu meiner Schande gestehen —“

„Den Walzer aus dem „Freischütz“ kennen Sie nicht? Und wissen nicht die reizende Geschichte, wie Weber ihn komponiert hat?“

„Nein.“

„Er hatte schon die ganze Oper fix und fertig. Nur ein Walzer fehlte ihm noch. Aber nicht der leiseste Takt wollte ihm dazu einfallen. Wie er nun ganz verdrießlich in seinem Zimmer auf und abrennt, tritt seine Wirtin, Madame Rudelbecken ein. Da fängt's auf einmal an, in ihm zu klingen, er faßt die dicke alte Dame um die Taille, dreht sie herum und singt dazu immer: „Mutter Rudelbecken — Madame Rudelbecken — Mutter Rudelbecken.“ Das war die Melodie. — Versuchen Sie's nur.“

Während sie mit geschicktem Griff ihre Schleppe aufraffte, legte er bebend seine Hand um ihren schönen Leib. Er mochte ein ungewandter Tänzer sein, doch wenn in diesem Augenblick Marie Luise von ihm gefordert hätte, auf turmhochem Seil zu tanzen, auch das hätte er mit Meisterschaft gekonnt. Er war nicht mehr er selbst, sondern ein Wesen von unbegrenzt gesteigerter Kraft, das Mut und Geschick einfach zu allem in sich fühlt. So glitten sie dahin über den köstlich glatten und wie nachgiebigen Marmorboden. Marie Luise hatte den Kopf leicht auf die rechte Schulter geneigt, und während um ihre geöffneten Lippen ein strahlendes Lächeln lag, summt sie in leisem Ton zu der Musik: „Mutter Rudelbecken — Mutter Rudelbecken — Mutter Rudelbecken.“

Er hielt sie fest umschlungen und hatte das Gefühl, nicht daß er sich drehte auf festem Untergrund, sondern daß er höher und höher schwebte mit dieser leichten Gestalt, und daß die Menschen ferner und ferner unter ihm verschwanden. Er hatte von selbst nicht aufhören können, und als die Musik dann abbrach, schwebte er weiter mit ihr dahin, bis Marie Luise endlich langsam mit ihm zur Erde herunter sank und in der Nähe ihres Gatten anhielt.

„D,“ sagte sie tief aufatmend, „und Sie wollen ein schlechter Tänzer sein?“

„Kind, Kind,“ drohte der Major, „das war ja ein nimmer endender Tanz!“

Grabaus verneigte sich tief, und, war es Zufall, war's seine Einbildung: als er sie losließ, spürte er einen kurzen, leisen Druck ihrer Hand. In diesem Augenblick traten gerade mehrere Menschen heran, so konnte er verschwinden, ohne daß es auffiel.

Wie im Traum ging er an den Leuten vorbei, kam durch den Nebenraum, in welchem Kellner die jetzt leeren Tische abräumten, in ein Zimmer, wo an grün bezogenen Tischen in bequemen Ledersesseln Gruppen mit einander plauderten, gerief in ein anderes Zimmer und scheuchte dort ein einsames Liebespaar aus zärtlicher Unterhaltung, schritt dann durch eine von selbst sich öffnende Tür in einen dunklen, holzgetäfelten, nur durch einige Kerzen erhellen Raum. Es war der Sitzungsraum des Reichstages. Auf den ersten besten Stuhl setzte er sich nieder, gerade dort, wo die Linke ihren Sitz hatte. Der weite, dämmernde Raum mit dem schwach schimmernden Oberlicht von Milchglas und hier und dort ein zitternder Reflex auf dem polierten Eichenholz, die leeren Galerien und die Verlassenheit dieser vielen, vielen Sitze, dazu die Stille, in der doch erregte Worte noch zu schwirren schienen — das alles war seltsam und fast geheimnisvoll. Er hatte die Arme aufgestützt, die Hände umpreßten den Kopf. So starrte er

von Schauern durchrieselt vor sich hin: ein Mensch, der in Gefahr ist, daß ein Uebermaß im Innern tobender Kräfte das feste Gefüge seiner Persönlichkeit zersprengt.

Man sagt, die Chicagoer Weltausstellung sei durch den Druck einer Kinderhand auf den elektrischen Kontaktor eröffnet worden. Im Augenblick, wo dieser schwache Finger die Drähte verband, begannen die Maschinen zu arbeiten, die Räder zu schnurren, die Hämmer zu sausen; die Turbinen zu kreisen, die Wasser ihre gischtigen Fluten zu ergießen — in diesem Augenblick wurden Millionen schlummernder Menschenkräfte wach.

Und so war es auch in Grabaus. Der Händedruck Marie Luisens hatte sein Inneres aufgerührt und in Bewegung gebracht, daß alles, was fest und unverrückbar gewesen, jetzt in Fluß geriet. Es gab nichts Festes, nichts Unmögliches, nichts Unerreichbares mehr. Sein Ehrgeiz, sein Amt, sein Weib, seine Kinder, Marie Luise, ihr Gatte: alles dies, was soeben noch so sicher dagestanden hatte, verwandelte sich nun in Nebel und Rauch. Mit leuchtenden Bildern stieg eine neue Welt empor.

Er lehnte sich zurück, breitete die Arme aus und flüsterte kaum ihm selbst vernehmbar ihren Namen. Und in diesem Saal, der so viel weithin schallende Reden vernommen hatte, waren wohl noch nie die Worte aus so inbrünstigem Herzen gekommen

7.

„Wissen Sie, Bruder Wolf,“ sagte Grabaus zu dem jungen von Hellen, indem er ihn unterfaßte, „ein ganz kolossaler Kerl müssen Sie werden. Wenn man eine solche Schwester hat, wie die Ihre, die einen so liebt — Aber nun erzählen Sie weiter. Also was tat Ihre Schwester nach dem Tode Ihres Vaters?“

Die beiden Freunde hatten an diesem Sonnabendnachmittag von Jena aus einen längeren Spaziergang unternommen und schritten jetzt munter durch einen lehmigen Hohlweg dem nahen Walde zu. Es herbstete schon stark. In den Schlehdornheden dunkelten die schwarzen Beeren. Letztes Glühen der Abendsonne brach durch den grauen Nebeldunst und ließ die roten Kronen einer fernen Kirschbaumallee wie brennende Büsche aufstrahlen. In dem welligen Terrain erhoben sich gleich riesigen Maulwurfshügeln Strohmieten, und in der Ferne warf lautlos und schemenhaft eine Windmühle ihre Flügel durch die Dämmerung.

„Ja, nach dem Tode meines Vaters —“ begann Wolf, unterbrach sich aber gleich und fragte: „Aber langweilt Sie das auch nicht? Ich hab's doch schon mal erzählt.“

„Nein, nein, durchaus nicht,“ sagte Grabaus ungeduldig.

„Also mein Vater starb gerade, als er Minister werden sollte. Er hatte schon längst die Geschäfte geführt, seine Ernennung sollte veröffentlicht werden, da bekam er zu seinem Asthma eine Lungenentzündung, und in acht Tagen war er tot. Nun müssen Sie wissen, was das in einem kleinen Residenznest bedeutet. Eben waren wir noch die ersten Leute in der Stadt, plötzlich wurden wir nichts. Es war einfach, als wenn in einem Hause alle Lichter ausgelöscht werden und man im Dunkeln sitzt. Ich selbst, damals noch ein dummer Schuljunge, merkte den Unterschied. Na, eines Tages sprach ich darüber mit meiner Schwester: es wäre doch jetzt alles so anders, da sagte sie zu mir: „Höre mal, Wolf, Du mußt mal ganz verständlich sein. Wir werden jetzt wohl noch manches herunter schlucken müssen. Denn Papa hat gar nichts hinterlassen. Wir sind einfach arme Leute. Aber deshalb mußt Du doch immer den Kopf recht hoch tragen und wahnsinnig stolz auf Deinen Vater sein, denn er war doch der erste Mann in der Stadt. Aber für Mama ist das schrecklich. Sie darf um Gottes willen nichts merken. Wir müssen ihr einfach Komödie vorspielen.“ Ich sage: „Wie fangen wir das aber an?“ „Das werd' ich schon machen,“ meint sie. „Nur mußt Du mir ein bißchen helfen. Vor allem immer recht vergnügt zu Haus sein und der Mama rechte Freude machen, gute Zeugnisse bekommen usw. Im übrigen, wenn Du jetzt Deine Anzüge ein bißchen besser schonen könntest, so wäre das sehr erwünscht. Das andere will ich schon besorgen.“ — Und wie sie dann den ganzen Haushalt eingerichtet hat, das war einfach kolossal. Ich glaube, manchmal hat sie nicht mehr aus noch ein gewußt. Aber gemerkt hat man nichts davon. Immer war sie fidel. Ja, einmal hat Mama zu mir gesagt: „Wenn ich Lise nicht besser kannte, so

würde ich wahrhaftig glauben, sie hätte kein Herz. Da trägt sie Trauerkleider, aber von Trauer merkt man nichts.“ — Also wir schränkten uns aufs äußerste ein, ohne daß Mama es recht merkte. Wenn sie sich auch manchmal wunderte, dann lachte meine Schwester und sagte: es wäre doch so viel gemüthlicher. Der Diener wurde gleich entlassen, damit war Mama ja auch ganz einverstanden. Aber daß auch die Jungfer gehen sollte, wollte ihr gar nicht in den Kopf. Da hat meine Schwester sie jeden Morgen selbst frisiert. Und so machte sie's mit allem. Ich hatte französische Privatstunden. Die gab sie mir nun. Sie hat manchmal selbst gekocht und gebügelt. Und dabei müssen Sie bedenken, daß sie noch vor kurzem das gefeierliche Mädchen gewesen war. — Und dann sollte die erste Etage vermietet werden. Hätte Mama gewußt, daß das der Miete wegen geschah, sie wäre todunglücklich gewesen. Aber Marie Luise sprach immer davon, es wäre ihr so gruselig, sie mit Mama allein im Hause, ohne ein männliches Wesen, — ich zählte damals noch nicht — daß Mama schließlich selbst auf die Idee kam. Und als dann mein Schwager erschien, mit dem Vise schon längst unterhandelt hatte, da war Mama ganz beglückt und meinte, es sei ihr Werk.“

„Vertehrte Ihr Herr Schwager lange bei Ihnen, ehe Ihre Frau Schwester sich mit ihm verlobte?“

„Beinahe ein Jahr. Das war eine riesig nette Zeit. Ich weiß noch, wie er das erste Mal ganz feierlich zum Tee geladen wurde. Später kam er dann immer öfter. Ich konnte ihn riesig gut leiden. Er nahm mich immer für voll, das tat mir natürlich sehr wohl. Eines Tages fragte mich meine Schwester, wie mir der Major eigentlich gefiele? Ich lachte und sagte: „Meinst Du, ich hätte nicht längst was gemerkt? Ich weiß alles.“ Sie wird ganz rot und sagt: „I, Du dumme Bengel, was hast Du gemerkt?“ „Na,“ meine ich, „das ist ja doch ganz klar, daß der Major — wir nannten ihn untereinander nämlich immer den Major — es auf Mama abgesehen hat.“ Da fährt meine Schwester zusammen und sagt mir: „Du bist wohl verrückt.“ Und dann rennt sie hinaus. — Mir war wohl ein bißchen komisch zumut. Aber von der eigentlichen Sache hatte ich keine Ahnung. Aber zwei Tage darauf sagt meine Schwester zu mir — in einem Ton, den ich nie vergessen werde: „Wolf, der Major hat heute um meine Hand angehalten. Ich habe ihn sehr lieb und habe ja gesagt.“

„Nun, und Sie? Was machten Sie darauf?“

„Ich? So plötzlich kam mir das, und ich war so verwirrt, daß ich meiner Schwester einfach um den Hals fiel und fürchtbar heulte. Und dann bin ich herausgelaufen. Wissen Sie, im Garten hatten wir nämlich einen Birnbaum. Einen prachtvollen, großen Baum. Die Birnen taugten freilich nichts. Auf den war ich früher schon immer gern geklettert. Aber den Tag bin ich bis in die äußerste Krone gestiegen und hab' da angefangen, mich zu schaukeln. Ich dachte, fliegste runter, dann fliegste. Aber nur die Birnen brasselten herunter, und der Baum hat bis in die Wurzeln gebebt. Daß jemand meine Schwester heiraten wollte — der Gedanke war mir so ungeheuerlich. Und nun noch der Major! Ich war ja noch ein dumme Bengel, aber ich hatte doch schon ein dunkles Gefühl, wie gewagt, eigentlich wie unnatürlich eine solche Ehe war, denn mein Schwager ist doch an die dreißig Jahre älter als meine Schwester. Nun, und doch ist alles gut gegangen. Denn sie sind beide miteinander glücklich.“

Sie hatten die Höhe erreicht. Ein schmaler Fußpfad führte am Wald entlang. Hohe Ginsterbüsche streiften ihre Hände und ließen kühle Tropfen darin zurück. Am fernen Horizont schwebte im grauen Gewölk gerade über einer einsamen emporschragenden Fichte der dunkelrote Vollmond, wie eine seltsame rote Wohnblüte am schwarzen Stiel. Ein weiter Blick eröffnete sich ihnen über tiefe Täler zu fernen, schwarzen Waldhängen. Der Weg bog ab und führte sie in den Wald, der so finster war, daß die beiden einander kaum erkannten. Da sagte Grabaus plötzlich, als wenn er sich selbst Antwort gäbe auf viel verschlungene, einander widersprechende Gedanken:

„Und seltsam bleibt es doch.“

„Ach,“ erwiderte Wolf mit ahnungsloser Bestimmtheit, „seltsam ist es doch nur für Fernstehende, für Leute, die nur die Tatsachen kennen, daß ein Mann von zweiundfünfzig eine junge Frau von einundzwanzig geheiratet hat. Aber wer die beiden kennt, wer weiß, wie innerlich jung noch mein Schwager ist, und wer die Natur meiner Schwester kennt, der weiß, die beiden müssen glücklich sein. Sehen Sie, meine Schwester ist ein so glücklich veranlagtes Wesen. Eigentlich ist sie wunschlos. Lassen Sie sie in eine vergnügte Gesellschaft kommen, dann ist sie die Fröhlichste von allen. Sie haben Sie doch auf dem

Reichstagsfest gesehen. Aber sie braucht keine Feste. Zu Haus in der Stille fühlt sie sich ebenso wohl. Sie weiß sich überall eingerichtet. Eigentlich ist sie ein Mensch, der ganz für andere lebt. Und wenn sie eine Schwäche hat, so ist es diese, daß sie immer noch für andere sorgen muß. Damals nach meines Vaters Tode, als wir doch mit jedem Groschen rechnen mußten, da hatte sie noch ein ganzes Rudel armer Teufel, denen sie half. Einen Schulkamerad von mir, der seine Eltern verloren hatte, haben wir ins Haus genommen. Dann war da ein früheres Mädchen, für das ist sie wochenlang herumgelaufen, um ihr eine Stellung zu verschaffen. Und dann — ach, ich weiß das alles nicht mehr. Mir schwebt bloß ihr Gesicht vor, wie sie immer strahlte, wenn sie für andere Leute was erreicht hatte.“

Ein gut Stück Weges waren sie schweigend weitergegangen, als sie an eine Lichtung kamen. Der Mond war inzwischen höher gestiegen und leuchtete silberblank durch die Wolkenschleier, die eilig in mannigfachen Gebilden unter ihm dahinslogen. Irgend woher aus einem der tiefen Täler klang dann und wann vernehmbar Abendläuten. Vor ihnen glommt aus unsichtbarer Tiefe ein schwacher Lichtflimmer und deckte den Himmel mit rötlichem Schein.

Grabaus wies darauf hin.

„Das kann Weimar sein.“

Sie standen beide versunken. Da klang aus weiter Ferne ein jubelnder Aufschrei durch die dämmernde Stille, der Pfiff einer Lokomotive. Eine rote Schlange glühte auf, von weißen Kränchen umschwebt, ringelte sich eilends dahin und war hinter Bergen verschwunden. Aber fröhlich wie jubelndes Lachen ließ sie noch ein paar Mal den Lärm erschallen. Sei, hei, hei!

Und wie mit fortgerissen von diesem Ruf war Grabaus in einem Nu nach Weimar getragen. Er öffnete die Tür eines großen Hauses, trat in ein Zimmer, wo aus dem Lichtschein einer Lampe, die auf einem kleinen Tischchen stand, Marie Luise sich erhob und verwundert den abendlichen Gast anschaute. Er ging ihr entgegen, ergriff demütig ihre Hand und sagte etwas — er wußte die Worte nicht deutlich, doch der Sinn war der: „Ich bin sehnsuchtsverzehrt und mich dürstet nach Ihrer Nähe, Marie Luise. Ich möchte einer Ihrer Bettler sein, gegen die Sie so gütig sind.“ Sie aber streckte liebevoll die Hände aus und ließ ihn an ihrer Seite sitzen.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Zeitungsmache.

I.

Man hat unser Zeitalter das Maschinenzeitalter genannt. Ebenso gut könnte man es das Zeitungszeitalter heißen. Seit durch die Erfindung der Rotationsdruckmaschine die technische Vorbedingung der raschen Herstellung großer Auflagen täglicher Blätter gegeben worden ist, hat sich der Charakter des literarischen Lebens der zivilisierten Nationen von Grund aus gewandelt: an die Stelle der Buch- und Broschürenproduktion ist die Zeitungsfabrikation getreten. Das hat seine oft erörterten Schattenseiten, aber auch seine hellstrahlenden Lichtseiten. Jedenfalls können wir uns unser Leben ohne die tägliche Zeitungslektüre schlechterdings nicht mehr vorstellen. Außer einer allgemeinen Störung des Verkehrs — z. B. infolge des Eisenbahnerstreiks — wirkt nichts so unmittelbar auf die Masse der Bevölkerung, wie das Nichterscheinen der Zeitungen, von ganz großen katastrophalen Ereignissen (Krieg, Erdbeben etc.) natürlich abgesehen. Nicht mit Unrecht sagte einmal ein österreichischer Parteigenosse: „Solange bei Euch in Deutschland am 1. Mai noch eine bürgerliche Zeitung erscheint, glaubt die Bourgeoisie nicht an den Ernst der Maitfeier; mit der einen Tatsache des Ausbleibens der Zeitungen aber würdet Ihr sie davon überzeugt haben.“

Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß die Zeitungen in demokratischen Ländern einen weit größeren Einfluß ausüben, als in den bürokratisch-reaktionär regierten. Aber auch die völkerpsychologischen Unterschiede, die Rassen- und Bildungsverschiedenheiten der Nationen spiegeln sich in ihrem Zeitungsweisen wieder. Die deutsche Journalistik hat ihre Besonderheiten und Eigenarten, ebenso wie die englische und amerikanische; und das Zeitungsweisen dieser wesentlich germanischen Völker ist von dem der romanischen erheblich unterschieden. Die New Yorker Zeitungen werden ebenso wie die Berliner oder Madrider auf Rotationsmaschinen gedruckt, die vielleicht gar aus derselben Maschinenfabrik stammen, alle verwenden gleichermaßen das leichte und billige Holzpapier, sind „Druckerschwärze auf Holzpapier“, und doch bestehen charakteristische Unterschiede zwischen ihnen.

Einen hervorragenden Platz in der Zeitungsfabrikation der Welt hat immer die Pariser behauptet, und es ist deshalb nicht uninteressant, einmal einen Blick hinter ihre Kulissen zu werfen. Ein Redakteur des großen, dem französischen Auswärtigen Amte besonders nahestehenden Tagesblattes „Le Temps“ („Die Zeit“) gibt uns dazu durch einen Artikel in der „Internationalen Ökono-

mischen Rundschau" Gelegenheit. Dort untersucht Herr Pierre Wille besonders eingehend die geschäftliche Seite der Zeitungs-fabrikation, indem er die Herstellungskosten und die Einkünfte eines Pariser Blattes nachrechnet. Dieses Exempel unterscheidet sich von der Kalkulation einer deutschen Zeitung dadurch wesentlich, daß die Pariser Blätter ohne Ausnahme nur ganz wenige feste Abonnenten haben, vielmehr ihren Absatz fast ausschließlich im Einzelverkauf auf den Straßen und in den Kiosken suchen müssen. Dadurch hat das ganze Pariser Zeitungs-geschäft mehr und mehr den Charakter der reinen Spekulation angenommen. Das Schema einer Rentabilitätsrechnung ist leicht entworfen: gesetzt eine Zeitung verkaufe täglich eine Auflage von 100 000 Exemplaren, die ihr auf je 1 Centime zu stehen kommen und für die sie je 3/2 Centimes von den Händlern einnimmt; sie hat dann täglich einen Nettogewinn von 2500 Frank, das macht im Jahre ungefähr 875 000 Frank Gewinn. In Wirklichkeit stellen sich die Dinge freilich etwas anders. Es gibt auch in Paris nur ganz wenige Blätter, die einen täglichen Verkauf von 100 000 Exemplaren erzielen, und die Herstellung auch der Sou-Blätter, d. h. der für 5 Centimes feilgebotenen, übersteigt wohl immer 1 Centime für das Exemplar.

Als Mindestetat für die Redaktion setzt Wille folgendes an:

1 Chefredakteur mit	12 000	Frank Gehalt
1 Redaktionssekretär mit	8 000	"
4 Redakteure a 6000 Frank	24 000	"
2 Mitarbeiter mit großen Namen, sogen. „Tenöre“, die einen oder zwei Artikel in der Woche schreiben	10 000	"
Für Reporter	12 000	"
Telegraphenagenturen	15 000	"
Kassierer	4 000	"
Kosten des Bureaus, der Boten, Porti usw.	12 000	"
Miete	6 000	"
	105 000	Frank

Ein solches Redaktionsbudget bezeichnet man aber in der Pariser Journalistik als „Hungerleider-Budget“. Große Blätter rechnen mit ganz anderen Summen: der „Temps“, der „Figaro“, das „Petit Journal“ (Kleine Journal) geben 800 000—1 000 000 Fr. für ihre Redaktionen aus. Als Anatole France, der feinste Stilist Frankreichs, noch am „Figaro“ mitarbeitete, bekam er pro Jahr 50 000 Fr. (40 000 M.) für die Verpflichtung, an jedem Montage den Blatt einen Artikel zu liefern. Während des Dreifusstandals wechselte der „Figaro“ ins Herikal-antisemitisch-reaktionäre Lager hinüber; Anatole France schloß sich mehr und mehr den Sozialisten an, und heute kann man seinen Namen in der von Zaurds herausgegebenen „Humanité“ lesen.

Zu den Redaktionskosten kommen die Kosten der technischen Herstellung, die mit den Ausgaben für das Papier zusammen mindestens 300 000 Frank ausmachen. Bei einem Gesamtbudget von rund 400 000 Frank pro Jahr muß eine Pariser Zeitung täglich wenigstens 40 000 Exemplare glatt verkaufen, um überhaupt nur auf die Kosten zu kommen. Aber wie lange dauert es, bis ein neugegründetes Blatt diese Ziffer des regelmäßigen Absatzes überhaupt erreicht! Man hält es schon für einen großen Erfolg, wenn es nach einem Jahre ungefähr so weit ist. Die Fachmänner der Pariser Journalistik beziffern deshalb das notwendige Anlagkapital für ein mittelgroßes Tageblatt, das nur vierseitig erscheint, auf eine Million; ein großes Blatt mit einem reicheren Kunstteil und gutem Depeschendienst kann aber mit weniger als drei Millionen nicht gegründet werden! Ist es einer solchen Zeitung gelungen, sich die Gunst des Publikums zu gewinnen und etwa 100 000 Exemplare am Tage abzugeben, dann ist es allerdings auch eine wahre Goldgrube und kann das Anlagkapital mit 20 oder mehr Prozent verzinsen. Zu diesen Goldgruben gehört beispielsweise das „Journal“. Sein Besitzer war einer der schärfsten Spekulanten zur Zeit des großen Panamarummels. In wenigen Jahren hatte er sich 12 bis 15 Millionen zusammengejobbet. Als dann der große Krach kam und der Untersuchungsrichter an die Arbeit ging, als Lesspys und zahlreiche andere Finanzgrößen ihre Paläste mit dem Gesängnis vertauschen mußten, glaubte er seine Millionen nicht anders verteidigen zu können, als daß er einen Teil davon zur Gründung eines großen Blattes verwandte, um damit die öffentliche Meinung zu seinen Günstigen nachdrücklich bearbeiten zu lassen. Und siehe da: was er als eine Art Versicherungspolice zu opfern genommen war, das erwies sich als die vorzüglichste Kapitalanlage; mit Hilfe seiner Zeitung rettete er nicht nur seine Millionen, sondern fügte ihnen im Laufe der Jahre noch ein rundes Duzend hinzu. —

(Nachdruck verboten.)

Die flüsterhalle im Kapitol zu Washington.

Zu den großen Wundern des Kapitols in Washington gehören gewisse akustische Erscheinungen in verschiedenen Sälen. Am berühmtesten ist die Wispergalerie unter der hohen Kuppel. Ich habe

mich selbst überzeugt, daß es genügt, auf der Galerie unter dem Kuppelgemälde ganz leise einige Worte zu flüstern, um sich einer Person an der gegenüberliegenden Seite sehr gut verständlich zu machen. Man bedenke, daß die Rotunde einen Durchmesser von 97 Fuß besitzt!

Nicht minder merkwürdig war aber früher auch die Akustik in der alten Repräsentantenhalle, der gegenwärtigen „Statuary Hall“, einem der prächtigsten Säle des Kapitols von halbkreisförmiger Grundfläche. Diese Halle ist von herrlichen korinthischen Säulen umschlossen, mit einer Halbkuppel überwölbt und enthält die Standbilder von 27 berühmten Amerikanern.

Nun erfahre ich aus einer amerikanischen Zeitschrift, daß die Akustik dieses Raumes unabsehlich zerstört worden sei. Das ist außerordentlich bedauerlich, aber es ist doch interessant zu konstatieren, wie dies geschehen konnte. Die alte Holzdecke mußte durch eine neue ersetzt werden. Um nun die allen Besuchern interessante Flüsterhalle zu erhalten, ließ der Beamte, der mit der Rekonstruktion betraut war, die Größenverhältnisse der Decke ausmessen, um sie möglichst getreu aufs neue zu rekonstruieren. Trotz dieser Eigenschaft ging die schallbrechende Wirkung des Raumes angeblich fast vollständig verloren. Man will daraus schließen, daß die architektonische Akustik ein vollständiges Rätsel bilde und daß man ein solches Phänomen nicht vorher zu bestimmen vermöge. Das ist aber durchaus unzutreffend; gerade die zahlreichen und ziemlich mannigfachen akustischen Erscheinungen, wie auch die merkwürdige Form gewisser Säle lassen kaum einen Zweifel offen, daß die Architekten des Kapitols ihre akustischen Wunder auf Grund eifriger Studien absichtlich geschaffen haben. Unter dem Titel „Whispering Galleries“ wird denn auch im „American Dictionary of Architecture“ vom Jahre 1899 ausgeführt:

„Flüstergalerien entstehen gewöhnlich durch Zufall, können jedoch auch ohne Schwierigkeit vorher berechnet werden. Sie existieren in zwei Hauptarten, den schallsammelnden und den schallleitenden. Bei der ersten Art wird der von der Quelle ausgehende Schall von irgend einer konkaven reflektierenden Fläche aufgefangen und wieder in den entsprechenden Brennpunkt konzentriert. Eines der besten, bequem zugänglichen Beispiele dieser Art bildet die Statuenhalle, die alte Kammer des Repräsentantenhauses im Kapitol zu Washington. Die Decke derselben bildet einen beträchtlichen Teil einer Kugelfläche, deren Zentrum nahe dem Fußboden ist. Steht man im Zentrum der Kugel, so hört man sein eigenes Flüstern zu sich zurückkehren. Wer auf einer Seite dieses Punktes steht, kann, besonders mit zur Decke gekehrtem Gesicht, mit einem anderen auf der anderen Seite des Zentrums ziemlich entfernt stehenden im Flüsterton sprechen. Für jede Stellung des Sprechenden existiert ein korrespondierender Punkt, der das Flüstern mehr oder weniger deutlich sammelt. Die Decke ist glatt, jedoch so bemalt, daß sie wie tiefpanneliert aussieht. Wäre die Decke in Wirklichkeit lackiert, so wäre die Zurückwerfung eine unregelmäßige und der Effekt bedeutend vermindert. Die für eine Wispergalerie am besten geeignete Form ist die, bei welcher die reflektierende Fläche einen sehr beträchtlichen Teil der Fläche eines Ellipsoids bildet, das als Brennpunkte die beiden Stellen hat, zwischen denen eine Verbindung stattfinden soll.“

Diese Abhandlung wurde zu einer Zeit geschrieben, als von Änderungen überhaupt noch nicht die Rede war, und sie trifft den Nagel auf den Kopf. Die neue Decke unterscheidet sich, wie Wallace E. Sabine mitteilt, von der alten in zwei Beziehungen. Sie ist nicht aus Holz, sondern aus Gipsmörtel auf Eisengerüst. Dieser Umstand allein hatte der Flüstergalerie keinen Schaden gebracht, denn Gipsmörtel auf Eisen ist sogar ein noch besserer Reflektor als Holz. Aber er gestattet eine bessere architektonische Ausarbeitung, und die vormals nur gemalte Lackierung der Decke ist auf der neuen im Relief nachgebildet, was zur Folge hat, daß die Flüstergalerie bedeutend an Effekt abgenommen hat. So ist dieser Fall, weit entfernt ein Beweis für die Unberechenbarkeit architektonischer Akustik zu sein, im Gegenteil eine Bestätigung der absoluten vernunftgemäßen Genauigkeit derselben.

Den Grund, weshalb das Lackieren der Decke diese Wirkung haben muß, erklärt Wallace E. Sabine in folgender Weise: Die konkave Decke sammelt den Schall genau so in einem Brennpunkt, wie dies bei einem Hohlspiegel mit dem Licht geschieht. Genau so, wie ein Berschrammen des Spiegels das Lichtbild trübt, trübt auch das Pannelieren der reflektierenden Wand das im Brennpunkt gesammelte Geflüster, denn Längung, Pfeiler oder Säulen auf einer Wandfläche sind für den Schall dasselbe, was eine Schramme auf der Spiegelfläche für das Licht ist. Daß auf das Licht schon eine ganz feine Schramme wirkt, während bei der Akustik die „Schrammen“ schon die Größe von Säulen und Pfeilern haben müssen, liegt an der verschiedenen Länge der Licht- und der Schallwellen. Die Wellenlänge, wie sie dem Abstand von Kamm zu Kamm bei einer Wasserwoge entspricht, beträgt bei dem Lichte etwa ein fünfzigtausendstel Zoll, beim Schall für den gewöhnlichen Klang einer Männerstimme dagegen mehrere Fuß. Aus diesem Grunde hat eine große Säule oder ein Pfeiler denselben Einfluß auf den Schall einer Männerstimme, wie ihn die kleinste Schramme auf den Lichtreflex hat. So ist nun der große akustische Spiegel der Statuenhalle durch die Lackierung getrübt, welche die früher glatte Oberfläche unterbricht. Gegen diese Schlußfolgerung hat man eingewendet, daß die Schallwellen einer Männerstimme ja mehrere Fuß lang, die Lackierung dagegen nur wenige Zoll tief und daher

entwickelt sind. Hierauf ist zu erwidern, daß zwar die vollen, runden Töne einer Männerstimme und mit einiger Beschränkung auch einer Frauenstimme, eine lange Schallweite haben, daß aber ein Flüstererton ganz anderen Charakter trägt. Die Töne, aus welchen sich ein Flüstern zusammensetzt, sind sehr hoch und von sehr geringer Wellenlänge, so daß Unregelmäßigkeiten, welche das Sammeln voller Sprechöne nicht stören würden, eine Flüstergalerie völlig vernichten. —

F. Hd.

Kleines feuilleton.

ss. Tee-Surrogate. Engländer und Holländer haben den Tee zuerst eingeführt. Im Jahre 1641 nannte Pafin den Tee noch eine „impertinent Neuheit“, der französische Arzt Jonquet dagegen neun Jahre später ein „Götterkraut“. Man hat es jetzt schon fast vergessen, daß es noch viele andere Pflanzen gibt, die ganz ähnliche Eigenschaften besitzen wie der aus China stammende Tee und nur den großen Fehler haben, weit billiger zu sein. Man kann den Tee einigermaßen erschöpfend definieren als ein aromatisches, mehr oder weniger zusammenziehendes und anregendes Getränk, das auf die Verdauung wirkt und den Säftekreislauf befördert. Getränke mit solchen Tugenden könnten wir uns aber auch durch andere Gewächse verschaffen. Wenn wir den bekannten Kamillentee außer acht lassen, so wird der eigentliche europäische Tee durch das Köhlerkraut oder den guten Ehrenpreis (*Veronica officinalis*) geliefert, wovon man frische oder getrocknete Blütenspitzen in einer Dosis von 80 Gramm auf ein Liter Wasser antwendet und einen Tee von zwar bitterem, aber sehr aromatischem Geschmack erhält. Der französische oder griechische Tee stammt von dem in Südfrankreich heimischen Salbei (*Salvia officinalis*), von dem sowohl die Blütenspitzen wie die Blätter gebraucht werden; dieser Tee hat ein starkes und angenehmes Aroma, einen etwas pikanten Geschmack und sehr anregende Eigenschaften. Weiter hergeholt ist der Mexiko- oder Seidentee, der von einer mexikanischen aber auch in Südeuropa verwildert vorkommenden Art unferes Gänsefußes (*Chenopodium ambrosioides*) bereitet wird, einer sehr aromatischen Pflanze von ähnlichen Eigenschaften. Der Ostwego- oder Pennsylvanische Tee ist ein Erzeugnis der Monarde, einer schönen Schmuckpflanze von eigentlich mexikanischem Ursprung, die man zuweilen wegen ihrer prächtigen roten Blüten auch in unseren Gärten antrifft; ihre Blätter ergeben einen angenehmen Geschmack. Eine weitere Teepflanze ist die *Gaultheria procumbens*, die auch als Teebeerenstrauch bezeichnet wird und in Nordamerika heimisch ist, aber auch bei uns gezogen wird. Das aus den starkriechenden Blättern bereitete Getränk wird Kanadatee oder Bergtee, roter Tee und endlich Neufundlandtee benannt. Zur Verbollständigung der Liste seien genannt: der Arabische oder Algerische Tee, der Brunnatee von der auch in Deutschland vorkommenden Bärentraube, der Neuholländee, der Sibirische Tee von einer Art des Steinbrechs und der Königskeze, der Appalachtente und der Paraguatee von einer nordamerikanischen beziehungsweise südamerikanischen Art der Storchpalme und der falsche Camara-Tee aus Brasilien von einer Art der amerikanischen Pflanzengattung des Wandelröschens. In ähnlicher Weise werden endlich noch die Blätter des nordischen Brombeerstrauchs (*Rubus arcticus*), des Achtblätterigen Silberwurz (*Dryas octopetala*) und der sogenannten Mahalep- oder Weichselkrische heimgt. Wie man aus dieser Aufzählung erfieht, ist eine große Auswahl von Pflanzen zur Teebereitung verfügbar, und fast jedes Land könnte seinen eigenen Tee haben, wenn es sich an eine heimliche Pflanze halten wollte. Die anregenden Wirkungen dieser verschiedenen Teesorten auf den menschlichen Körper sind natürlich wechselnd, und es läme darauf an, solche Pflanzen auszufuchen, die sich in dieser Hinsicht besonders empfehlen. Neben dem chinesischen Tee haben die größte Verbreitung zurzeit wohl die römische Kamille und die Yerba-mate (Paraguay-Tee) gewonnen.

Medizinisches.

hr. Wadeluren im Kindesalter. An und für sich eignen sich alle Bäder für Erwachsene auch für Kinder, der Grund, warum für das Kindesalter nur eine geringe Anzahl von Bädern von praktischer Bedeutung sind, liegt darin, daß für Kinderbäder besondere Einrichtungen notwendig sind, die nicht überall getroffen werden können; auch ist die Anzahl der für Wadeluren in Betracht kommenden Krankheiten im Kindesalter überhaupt eine geringe. Bei diesen handelt es sich meistens um die Entwicklungsstörungen: allgemeine Schwäche, Blutarmit, Drüsenleiden, Englische Krankheit, Strophulose und Gelenkleiden. Für diese Krankheiten bilden die Sool- und Seebäder das wichtigste Kurmittel, sie kräftigen die Haut, stärken die Nerven, regen den Stoffwechsel an und bringen daher Anschwellungen zur Auflösung. Professor Heubner in Berlin erinnerte jedoch in seinem Vortrage auf dem Balneologen-Kongreß daran, daß die Soolbäder eine recht angreifende Kur darstellen, und daß blasse, magere und appetitlose Kinder nicht mit Soolbädern behandelt werden dürfen. Noch eine schärfere Kontrolle ist bei den Seebädern notwendig, die verlängerte Soolbäder darstellen, und bei welchen neben dem Reiz des Salzes die fihle Temperatur und die Bewegung im Wasser als Heilfaktor in Betracht kommen. Von Ver-

deutung für das Kindesalter sind dann noch die kohlensauren Soolbäder bei Herzkrankheiten und die Schwefelbäder bei Hautkrankheiten. Bei blutarmen Kindern sieht man Vorteile vom Gebrauch von Eisenbädern. Neben den Bädern kommen bei den Kindern auch Luftkuren und Aufenthalt in Sommerfrischen in Betracht. Gute Erfolge zeigen daher auch die ländlichen Genußstätten für Kinder. Für lungenfranke Kinder gibt es eigene Sanatorien, wie die Schul-sanatorien in Meran und Davos. —

Technisches.

— Druckwasserleitungen von Holz. In Kalifornien befinden sich ausgedehnte Wälder eines Rothholzbaumes, dessen Holz gänzlich frei ist von Nanten, Rissen und Harz. Der Baum wächst die Pacificküste entlang von der nördlichen Grenze bis San Francisco und geht bis zu 10 und 12 Meilen ins Land hinein. Ein begrenzter Bestand an Bäumen ist südlich von San Francisco, wichtiger aber ist die Gegend im Norden. Hier sind gehauen 52 000 Acres, mit den übrigen 486 000 wird der Bestand noch auf 1600 Millionen Felmeter berechnet. Eine Schätzung, welche die jährliche Steigerung des gegenwärtig 8000 Kubikmeter betragenden Bedarfs in Rechnung zieht, gibt den Bestand als für hundert Jahre ausreichend an; von einer Forstwirtschaft zur Ergänzung des Bestandes ist keine Rede. — Die Verwendung des Holzes für Vanzwecke fing damit an, daß man Dachschindeln daraus fertigte. Nachher wurden Türen, Fenster und Gesimse davon gemacht, und jetzt besteht eine große Gesellschaft, die es für den Bau von Kanls der größten Dimensionen und von Röhren verwendet. Man macht Abflusleitungen, Kanalisationen, Veriefelungen davon, aber auch Wasserleitungen, die unter Druck stehen. Es werden jetzt für Lynchburg 30 Kilometer dieses Rohres mit einem lichten Durchmesser von 75 Zentimeter verlegt, und die Excelsior Wooden Pipe Company hat lange zuvor eine Wasserleitung aus Rothholz mit einem lichten Durchmesser von 150 Zentimeter für die Cornell-Hochschule in New York ausgeführt. Es ist sogar jetzt eine Gesellschaft dabei, die Konstruktion eines Rohres von drei Meter Durchmesser vorzunehmen, und die gleichmäßige und fehlerfreie Beschaffenheit des Holzes, die große Leichtigkeit und ferner der erleichterte Transport in entlegene unwegsame Gegenden, welche mitunter auch für Fuhrwerk zu befahren sind, verschafft den Rohrleitungen aus Rothholz immer größere Ausbreitung und Anwendung. Die Anfertigung dieser großen Röhren geschieht in kurzen Abschnitten aus Dauben, und zwar werden die einzelnen Dauben auf das sorgfältigste durch Maschinen egal ohne jede Abweichung hergestellt. Es wird zur Beflegung der unteren Hälfte der äußere Kreis durch muldenförmige Stücke hergestellt, die auf dem Fundament der Rohrleitungen aufliegen, die obere Hälfte wird durch halbe Kreisquerschnitte der inneren Rohrweite gesichert, die als Lehrsölzer dienen. Nach dem Zusammenpassen werden die Röhre mit Wand-eisen umwickelt. Wenn kurze Bogen herzustellen sind oder wenn Zweigleitungen zu machen sind, so hilft man sich durch Einsetzen neuer Fassonstücke. — („Technische Rundschau.“)

Humoristisches.

— Ein Pessimist. A.: „Sagen Sie, was ist denn eigentlich ein Trugschluß?“
B.: „Das ist leicht erklärt. Wenn Jhnen z. B. eine junge Dame sagt, sie sei 21 Jahre alt und man wollte daraus folgern, daß sie im Jahre 1884 geboren sei.“
— Die wahre Frömmigkeit. „Mein Fräulein, man sieht Sie ja jetzt nie mehr Sonntags in der Kirche.“
„Jetzt brauchen wir's nicht mehr, Papa ist doch pensioniert.“
— Auf einem Ball in Ostpreußen. Gymnasialoberlehrer: „Freiendien, tennen Sie Sopholles?“
Dame: „Jh nee, aber Kartoffellies.“
(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Homers „Ilias“ ist von einem mohammedanischen Studenten am Karolinn College, Guleiman Bistani, ins Arabische übersezt worden.
— Gerhart Hauptmann reist in diesen Tagen nach England. Die Universität Oxford will ihn zum „Ehrendoktor“ machen.
— Die Dramaturgen Felig Holländer, Ephraim Frisch und Arthur Kasane gehen mit ihrem Herrn und Meister Reinhardt ans Deutsche Theater.
— Die Wiener Hofschauspielerin Amalie Schöuchen, die zu den Angengruber-Spielen nach Berlin gekommen, hier aber nach der ersten Vorstellung erkrankt war, ist in ihrer Vaterstadt München, wohin man sie in den letzten Tagen gebracht hatte, gestorben.
— Der Ausschuß der Münchener Sezession hat beschlossen, im Winter 1905/06 in den Räumen seines Ausstellungsgebäudes eine Reihe größerer Sammelausstellungen von Mitgliedern zu veranstalten. Es soll damit der Versuch gemacht werden, in das moderne Ausstellungsweisen etwas mehr Ruhe zu bringen, indem den Künstlern Gelegenheit gegeben wird, die Werke eine Reihe von Jahren ruhig ausreifen zu lassen und dann geschlossen als ein Ganzes vorzuführen. —